

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Aus meinem Bühnenleben

Erinnerungen

Bauer, Karoline

Berlin, 1876

3. Neue Heimat, neues Leben

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

3. Neue Heimat, neues Leben.

O Heimatliebe, Heimatlust
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet.

Geibel.

Aus Liebe zu uns Kindern, in ernstester Sorge für unsere Erziehung entschloß sich die Mutter mit schwerem Herzen, Anfang September 1814 nach Karlsruhe zu übersiedeln.

Einige Sommermonate hatte ich mit der Mutter bei den Verwandten in Stetterburg bei Braunschweig zugebracht und mit allem bellenden, muhenden, lähenden, gackernden, schnatternden Gethier die innigste Freundschaft geschlossen — auf Kosten meiner säuberlichen Gewaschenheit und zum Gaudium des guten Onkels Oberamtman.

Die Brüder waren inzwischen bei einem katholischen Landpfarrer in der Nähe von Bruchsal in Pension. Als wir sie auf der Heimfahrt besuchen wollten, fanden wir sie in dem Kirchlein: in weißen Chorkleiden bei der Messe administrierend, nicht wenig stolz über ihre neue Würde. Das gut evangelische Mutterherz entsetzte sich nicht wenig über diesen Anblick. Wie aber beneidete die kleine Komödiantin die Jungen über ihre zauberhaften weißen Kleider und das goldene Rauchfaß und hell tönende Glöcklein! Wie reizend mußte man damit Komödie spielen können!

Im Uebrigen waren die Brüder als gebietende Anführer der Dorfjugend noch wilder geworden und als treue Mitarbeiter

im Garten und Feld des Herrn Pfarrers an Schulweisheit wö-
möglich noch zurückgeschritten. Auch für mich war die Zeit
herangekommen, wo mir eine gute geregelte Schule Noth that.
So brachte denn die gute Mutter das Opfer, das freundliche
und wohlfeile Bruchsal zu verlassen — »einen Ort« — wie es
in einem der vielen alten verblaßten Briefe an eine Schwester
meines Vaters heißt, die jetzt, nach 60 Jahren, vor mir liegen
und aus denen ich meine eigenen Erinnerungen ergänze, voll
Wehmuth und Dankbarkeit — »einen Ort, wo ich so manche
goldene Glücksstunde mit Heinrich verlebte und dann allein noch
so viel mehr schmerzenvolle, und die theure Erde, in der meine
gute Mutter und mein liebes Vottchen schlummern!«

Auch ich weinte an den Gräbern der Großmutter und
meiner Engelschwester, die so viel besser war, als ich, wie ich
täglich von der Mutter hören mußte und wie ich in meinem
kleinen zerknirschten federleichten Herzen gern anerkannte, heiße
Abschiedsthränen. Ich schluchzte bitterlich in den Armen der
guten Base Gretel und ihres alten »Papa« dort draußen in
dem stillen üppig wuchernden Garten, dessen Johannisbeeren
und Kirschen meine unbeschränkte Domäne waren. Ich ersticke
fast vor Weh am Halse der »Schwester Kapuzinerin« und bei
den Scheideküssen des ganzen Gumann'schen Hauses . . .

Aber als ich erst mit Mutter und Brüdern und der alten
Marianne auf dem hochbepackten Wagen saß und in den goldnen
Spätsommertag und eine neue lustige Welt hineinfuhr, die von
meinem ersten Besuch in Karlsruhe und den entzückenden Tanz-
freuden auf dem Balle der Frau Markgräfin her so rosig lockte,
— wie bald waren da die Kinderthränen getrocknet!

Und doch zeigten Wege und Felder, Gärten und Wälder
noch traurige Spuren der furchtbaren Gewitter jenes Sommers,
die Tausende von Bäumen entwurzelt, ganze Dörfer durch
Ueberschwemmungen zerstört und die Getreide- und Weinernte
vernichtet hatten. Aber wie interessant sind grade solche trost-

losen Bilder der Verwüstung für das gedanken- und bewußtlose Kinderauge!

Bruder Louis kam in eine Pension nach dem hessischen Ziegenhain, später nach Neuchatel, um sich zum Kaufmann auszubilden, — Karl in Karlsruhe in die großherzogliche Junkerschule, um Offizier zu werden. Ich erhielt in der besten Mädchenschule und bei dem berühmtesten Klavierlehrer der Stadt, Professor Marx, Unterricht. Ich wurde fleißig und bald in der Klasse die Erste. Marx nannte mich seine talentvollste Schülerin.

Die Mutter lebte sehr still und eingeschränkt, ganz der Treue gegen ihre Todten und der Liebe zu ihren Kindern. Die beste der Mütter! Mit 23 Jahren Wittve geworden, — schön, anmuthig, geistreich, talentvoll und von bezaubernder Liebenswürdigkeit, wurde sie überall von Bewerbern umschwärmt, wo sie sich blicken ließ. So ist in den alten Briefen von einem Anbeter aus Heidelberg die Rede, den die Mutter scherzend »das Murgthal« nennt. »Das Murgthal hat in diesem Frühjahr (1814) seine Mutter beerbt, da wird es auch wohl eine Frau finden.« — Dann taucht da ein brillanter hessischer General auf, der die Mutter nur ein Mal in Ziegenhain bei der Schwester meines Vaters sah und Himmel und Erde in Bewegung setzte, die kleine Frau Rittmeisterin sogleich zur Frau Generalin Excellenz avanciren zu lassen. Besonders wußte er die glänzenden Vortheile, die für uns Kinder aus dieser Verbindung erblühen sollten, in das rosigste Licht zu setzen. — Der liebenswürdigste — ja, der rührendste von allen Verehrern meiner jungen schönen Mutter steht mir noch heute lebhaft vor Augen. Es war ein bildhübscher fröhlicher Dragoner-Lieutenant in Bruchsal, der noch unter meinem Vater als »Junker« gedient hatte und die Mutter schwärmerisch liebte. Diese Liebe übertrug er großherzig auf uns Kinder. Er war unermülich und geduldig mit uns »Schwarzen Peter« und Komödie zu

spielen, Ställe für unsere Meerschweinchen zu bauen, Drachen zu kleistern und Weidenflöten zu schnitzen. Wie oft haben wir — natürlich ein wenig inspirirt — die Mutter umstürmt, umschmeichelt, umbettelt: uns diesen guten lustigen Spielkameraden als allerliebsten Papa zu Weihnachten zu schenken! — Und wie oft hat dieser zärtliche Lieutenant in wunderbarer Standhaftigkeit noch in Karlsruhe an unsere Thür und an der Mutter Herz geklopft — und später noch als Rittmeister und Major. Umsonst! Er erhielt stets die Antwort:

Ritter, treue Schwesterliebe
Fühlet nur dies Herz,
Fordert keine andern Triebe,
Denn es macht mir Schmerz!

Doch der Treue verblaßte nicht, wie Ritter Loggenburg.
Er wurde meinem Bruder Karl der väterlichste Vorgesetzte.

Die Mutter hielt ihrem Heinrich ihr Wort und ihre Treue bis in ihr eigenes Grab.

Und doch war es keine leichte Aufgabe für eine so junge Witwe, drei Kinder zu erziehen: fern von allen Verwandten, mit den dürftigen Trümmern eines einst nicht unbedeutenden, aber von den langjährigen Kriegsnöthen nach und nach verschlungenen Vermögens und mit einer bescheidenen Pension von 600 Gulden, ohne jede andere Stütze, als die allgemeine Achtung der Menschen und ihr unerschütterliches Vertrauen zu Gott! — So steuerte sie muthig vorwärts und überwand das Schwerste. — Sie war ihren Kindern eine engelsmilde, zärtliche Mutter und hätte ihr Herzblut freudig für uns geopfert. Aber sie konnte, wo's Noth that, auch streng und energisch sein. Und das dank ich heute noch dem treuen Mutterherzen im Grabe!

Für alle Fälle des Lebens hatte die Mutter stets ein Kernsprüchlein bei der Hand. Wie oft eiferte sie mich zum Fleiße an: »Du verlierst die kostbare Zeit — kostbarer als

Geld und Gut!« — oder: »Nie verschiebe auf morgen, was heute noch geschehen kann!« — oder Schillers Wort:

Will Einer in der Welt was erjagen,
Mag er sich rühren und mag sich plagen!

Das Genie ist der Fleiß!

Immer vorwärts mußt Du streben
Nie ermüdet stille stehen
Willst Du die Vollendung sehen!

Nie erlaubte die Mutter, daß ich mich bedienen ließ. Ich mußte mich ohne Hülfe frisiren, mich selbst ankleiden, das Zimmer aufräumen, meine Kleider und Wäsche in Ordnung halten . . . und auf rebellische Fragen: »Aber, Mutter, wozu ist denn Marianne da?« gab's die ernste Antwort: »Nie bemühe Andere mit dem, was Du selber thun kannst! — Je mehr Du lernst, Dir selber zu helfen, desto unabhängiger wirst Du sein und jede schwierige Lage leichter ertragen! — Nichts ist mühsam, wenn man es zur Zeit und willig thut.«

Bei anderen Gelegenheiten hieß es:

»Hochmuth bringt mehr Schmerzen, als Hunger, Durst und Kälte!« —

»Nie bereue, daß Du zu wenig gegessen hast!« —

»Gräme Dich nie um ungeborne Schmerzen!« —

»Betrachte Alles von der guten Seite!« —

»Wenn Du zornig bist, so zähle — ehe Du sprichst 10. Noch besser: 20.«

»Titus hielt jeden Tag für verloren, an dem er nichts Gutes gethan!« —

»Zeit bringt Rosen!« —

»Was ist Leben? Stetes Streben,
Zu empfinden wahres Leben!«

»Um den Werth des Lebens zu erhöhen,
Schärft oft Leiden die Empfänglichkeit,
Seller lernen wir das Gute sehen,
Wenn das Herz sich nach dem Kummer freut!« —

»Drum schick Dich in die Welt hinein,
Denn Dein Kopf, der ist viel zu klein,
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.«

Auf des Lebens schwere Soll- und Haben-Fragen, die der Mutter damals oft sorgenvolle Stunden machten, hatte sie zwei Sprüchlein. Einen eigenen:

»Gieb nie Dein Geld aus, ehe Du es hast!« —
und einen Kernspruch vom alten Luther:

»Gut verloren — unverdorben;
Muth verloren — halb verdorben;
Ehr' verloren — ganz verdorben!«

Diese Sprüche lese ich heute — zum wie vielten Male! — wieder in einem alten Notizbuche der Mutter, für mich niedergeschrieben mit der klaren Handschrift ihrer Jugend. . . Darunter schrieb nach Jahren die unsterbliche Mutterliebe mit zitternder hinsterbender Hand: »Louis, Du hast mich nie betrübt. — Karl ist auch gut. — Lina, ich hab' Dich lieb! Deine Mutter.«

Dann liegt noch vor mir ein kleines vergilbtes Stamm-
buchblatt mit großer steiler, aber fester Kinderhandschrift:

»Hoffe wenig und genieße das Gegenwärtige!«
Christiane Stockmar, Coburg 1796.

Dazu hat das elfjährige Kind ein Grabdenkmal gezeichnet: eine Säule mit einer Blumenguirlande — an der Erde eine herabgestürzte Schaale mit verstreuten Blumen und Früchten . . .

Dasselbe Grabmal hat 46 Jahre später dankbare Kinder-
liebe der besten Mutter auf dem Mannheimer Friedhofe errichtet.

In Karlsruhe ging mir ein neues Leben auf — und vor Allem ein Ahnen von der Bedeutung des Wortes »Komödiantin«, nachdem ich im großherzoglichen Theater einige Vorstellungen gesehen hatte. Nichts vermochte mich so zu beseligen, als wenn ich das Theater besuchen durfte; mit nichts wurde mein Fleiß mehr angespornt, als durch das Versprechen: »Du darfst dann auch morgen mit mir in die Komödie gehen!«

Das erste Stück, das ich so in Karlsruhe, auf einer Bühne von künstlerischer Bedeutung sah, waren Ifflands »Hagestolzen«. Mlle. Demmer gab hinreißend die Margarethe. Das Schauspiel und diese liebliche Margarethe waren von Stund an »mein Taggedanke und mein Traum«. Wo ich ging und stand, war ich selber diese Margarethe. — War's ein Ahnen, daß diese Rolle einst für »die kleine Komödiantin« glücklich verhängnißvoll werden sollte? Daß ich eine große Komödiantin werden wollte, wie die himmlische Mlle. Demmer, stand bei mir bombenfest.

Hatte die Mutter Sorgen, so suchte ich sie zu trösten: »Mütterli, laß mich nur erst aus der Schule und confirmirt sein, so werde ich Schauspielerin und Du erhältst einen weichgepolsterten rothsamntenen Lehnstuhl mit Rollen, wie die Frau Markgräfin hat, und alle Tage Chokolade mit Bisquit, so süß und so viel Du nur immer magst.«

O seliges Mutterlächeln, wie beglückt Du mich noch heute!

Selbst das zweite Stück, das ich allein sah, vermochte meine Bühnenglut nicht abzukühlen. Als der Theaterzettel meldete: »Die Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludsch, Ritterschauspiel in fünf Akten von . . .« ich weiß nicht mehr, wem? — da bettelte und quälte ich so lange, bis die Mutter mir mit Widerstreben die wenigen Kreuzer Entrée gab. Gleich nach dem Mittagbrod holte ich meine Schulfreundin Fanny Glöckner ab. Stundenlang warteten wir sehnsuchtsvoll vor der geschlossenen Thür des Schauspielhauses, aus mitgebrachten

großen Düten Obst naschend. Endlich wird die Pforte zur höchsten Glückseligkeit geöffnet... Mit süßem Schauern drängen wir uns in das dunkle Haus, dessen nächtliche Finsterniß ein einsames müdes Lämpchen erst recht deutlich macht... Wieder eine Stunde berauschendster Erwartung, geheimnißvollen Wisperns über die zu hoffenden entzückenden Schrecken der »Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschj« und wonnigen Obstknaberns... Langsam erhellt sich das weite leere Haus, wie eine grünblecherne Dellampe um die andere angezündet wird... Noch langsamer füllen sich die Parquetstühle und Logen... Und die süße, grauisige Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschj beginnt — immer grauziger — immer schreckensvoller — immer berausender... Wir beiden Mäuschen schmiegen uns im wonnigen Graueln enger und enger an einander an und vergessen sogar das Obstknabern... Da schleppen bei rother Fackelglut die schwarzen geharnischten Gestalten mit den verhüllten Gesichtern einen schönen und tugendhaften — ach, von uns so innig geliebten unglücklichen Gefangenen in die nächtliche Marterkammer des Schlosses und legen ihn auf einen schwarz behängten Tisch... Zwei Ungeheuer holen eine große eiserne Säge herbei und halten sie quer über den Unglücklichen und sägen mit teuflischer Lust schon in der Luft drauf los... Länger halte ich mich nicht. Leidenschaftlich springe ich auf die Bank und durch das überraschte Haus schallt ein helles Rinderschluchzen: »Ihr dürft ihn nicht tödten — er hat nichts gethan...«

Jubelndes Lachen ist die Antwort auf die ersten Worte, die ich im Karlsruher Hoftheater laut werden ließ.

Ich durfte lange nicht wieder allein in die Komödie gehen und noch länger nicht in ein ritterliches Schauerstück von Veit Weber, Kramer, Spieß, Schlenkert, Kogebue und Konforten.

Mein ganzes großes Kinderherz blühte aber in Liebe und Entzücken auf, als ich die schöne tragische Liebhaberin der

Karlsruher Bühne zuerst sah: Mlle. Benda als Klärchen im Egmont . . .

»Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt!«

So etwas Wunderschönes, Lieblich-Trauriges hatte ich noch nie gesehen, selbst in meinen Märchenträumen nicht — und dazu diese süße, innige Stimme! Die Benda ward von jenem Abend an meine ganze Liebe, mein höchstes Idol . . . und noch heute, nach 60 Jahren, erglüht mein altes Herz in Liebe und tiefer, tiefer Wehmuth, wenn ich des holden Frauenbildes und der herrlichen Künstlerin gedenke, die einst mein kindliches Herz so ganz erfüllte — — und die so unsäglich traurig endete.

Davon hoffe ich an anderer Stelle ausführlich erzählen zu können, wie das Herz mich treibt.

Für heute nur noch: ich ruhte nicht, bis ich durch eine Schulkameradin, in deren Hause und Familie die Benda lebte, der Künstlerin bekannt und lieb geworden war. Ich durfte mit ihr spazieren gehn, ihr die Rollen überhören, vor ihr deklamiren, tanzen, plaudern — und sie von ganzem Herzen lieb haben. Wie mich das beglückte!

Die Mutter sah es gern, daß die allgemein geliebte und geachtete Künstlerin, die so still für sich lebte und den Karlsruher Kaffeegesellschaften nie ein Stäubchen für die Medisance lieferte, ihr flatterhaftes Linchen gern um sich duldete. — Ich wurde durch diesen Umgang manierlicher in Gang und Haltung und im Benehmen, hielt mich sauberer in der Kleidung und sprach »hochdeutscher«. Wenn mir im Eifer des Jüngleins doch zuweilen ein echt Karlsruhesches »Willsch'te« und »Fasch'te« entschlüpfte, so brauchte die Mutter nur zu sagen: »Lina, wenn Fräulein Benda Dich so hörte!« — und ich nahm mich zusammen. — Ja, ich glaube ehrlich, ich wurde durch die Benda auch besser!

Der Mutter opferfähige Liebe für echte und edle Kunst machte es mir möglich, schon als Kind die meisten Kunst-Größen

jener Tage zu sehen, wenn sie in Karlsruhe gastirten oder concertirten. Eine Mara und Catalani zu hören, opferte die Mutter sogar einen blanken Dukaten Entrée und legte sich dafür Entbehrungen in Küche und Toilette auf. Natürlich aber konnte nicht die Rede davon sein, für mich dummes Ding einen zweiten Dukaten zum Fenster hinaus zu werfen.

Da suchte Linchen denn anderswo Rath. Ich wußte, daß es Müttern, die in den Logen einen Eckplatz inne hatten, gestattet war, ein Kind unter zehn Jahren frei mitzubringen. Lange vor Eröffnung der Kasse stand ich nun, meinen Gulden oder Dukaten fest in der Hand, vor der Thür und wußte behend mich durch die Reihen aller andern Eckplatz-Aspiranten zu schlängeln, sobald der Kiegel sprang. »Aber nur einen Eckplatz, guter Herr Kassier!« — bettelte und schmeichelte mein kunst- oder richtiger: komödienlüsternes, in banger Erwartung klopfendes Herzchen — und wie strahlend trug ich mein Eckplatz-Billet nach Hause! Und wie erbärmlich klein schrumpfte ich dann Abends vor der Logenthür zusammen, aus Furcht, deren allmächtiger Schließer möchte eines furchtbaren Abends meine dünne Vangaufgeschossenheit als »Nicht-Kind« zurückweisen! Welche Schmach wäre das gewesen — und welche Kummer für die kleine Komödiantin! Doch Beides blieb mir erspart, selbst als ich schon wacker in's dritte Lustum hineinwuchs. Und wie manchen, manchen köstlichen Abend habe ich so, auf's Düninste in die enge Logenecke geschmiegt, wie bezaubert neben der Mutter gestanden und mit leuchtenden Augen und berauschem Ohr und andächtig-gläubigem Kinderherzen den magischen Glanz in mich eingefogen, der von den Wundersternen auf der Bühne herüber strahlte!

Gleich Königinnen standen da in fremdartiger Schönheit und im Glanz kostbarer Gewänder und funkelnden Geschmeides Angelika Catalani und Anna Milder-Hauptmann und wie silbernes Glockengeläut hallte ihr Gesang in mir wieder.

Um so enttäuschter war ich, als ich dann 1821 Gertrude

Mara — die weltberühmte Mara, für welche die Mutter einen schönen Dukaten bezahlt hatte, vor mir sah! Ein kleines verwittertes Mütterchen mit langen grauen Locken, mit bunten Bändern, Federn und glitzernden Schmucksachen gar wunderbar aufgeputzt, ein Notenblatt in den gekrümmten Händen, trat vor und knigte so recht altmodisch, wofür Herr Richard uns sicher einen Tiel mit dem Fiedelbogen applicirt haben würde . . . Als aber dies Großmütterchen den runzelvollen Mund öffnete und mit der glockenreinsten, wundertönigsten Stimme sang:

»Bläse liebes Veilchen . . .«

und dann dazu wie ein Vogel die Variationen flötete und trillerte — so perlend rein und leicht und rund, wie ich nie einen Triller gehört habe — — da hielt ich die Mara wahrhaftig für eine Zauberin.

Den Karlsruhern mußte es wohl eben so ergehen. Sie saßen lange stumm da und sahen sich verwundert an und schüttelten die Köpfe, als könnten sie gar nicht glauben, was sie da sahen und zugleich hörten. Dann aber brach ein so gewaltiger und anhaltender Beifallsturm los, als müßte das Haus zusammenbrechen.

Die Mara war damals 72 Jahre alt. Ich bin ihr leider nie wieder begegnet. Als ich aber 1828 meine erste Kunstreise durch Rußland machte und später in Petersburg engagirt war, erkundigte ich mich oft und lebhaft nach der unvergeßlichen Zauberin in Tönn, die seit Jahren still und müde in Reval lebte. Da hörte ich denn von einem Ohrenzeugen, daß die achtzigjährige Mara noch in einem Concert gesungen und sich den wunderbar seelenvollen Ton und die seltene Rehsfertigkeit bewahrt habe. Ja, in kleinem Kreise mache es ihr Spaß, die schwierigsten Violin-Concerte vom Blatt zu singen und dann zu sagen: »Kinder, wer macht der alten Mara das nach? Und wie viel Wesens haben die Undankbaren dort draußen von ihrer Catalani gemacht, als ob sie nie die Mara gehört hätten!«

Noch während ich in Petersburg war, im Januar 1833, kam die Trauernachricht an, daß die Mara — fast 84 Jahre alt — in Reval gestorben. —

Und dann sah ich als Kind auf der Karlsruher Bühne eine Frau von etwa 40 Jahren — die nicht große gedrungene Gestalt von einem langen weißen Nachtgewande umwallt, das unschöne, fast männliche Gesicht von aufgelösten dunklen Haaren umflattert, — das große Auge so unheimlich starr, — in der Hand ein flackerndes Licht . . . Wie sie diese weißen Hände reibt — so fieberhaft — angstdurchschauert! . . . Und diese Stimme — diese gewaltige, herzdurchzitternde Stimme! Kein Ton fällt auf die Erde. Jeder geht dem Hörer durch Mark und Bein und macht das Blut in den Adern erstarren . . . »Da ist noch ein Fleck! . . . Fort, verdammter Fleck! — fort, sag ich! — Eins! Zwei! — Nun, dann ist es Zeit, es zu thun. — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemal, pfui! Ein Soldat ist furchtsam! . . . Wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte? . . . Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden? — Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! — oh! — oh! . . .«

Ja, »was das für ein Seufzer war!« Das ganze, kaum athmende Haus durchrieselte ein Todesfrösteln. So hatte mir noch nie gegraut, selbst in der Spukstube des Bruchsaler Schlosses nicht. Und doch hing mein Auge wie gebannt an dieser gespenstischen, dämonischen Frau. Tagelang — wochenlang stand sie mir vor Augen, die weißen Hände von Blutflecken rein waschend, die zu sehen ich mich doch umsonst angestrengt hatte — und der unbeschreibliche Ton, den sie in das eine Wort: »Blut« zu legen wußte, und jene qualvollsten Seufzer machten mich noch oft schreiend aus dem Schlaf auffahren.

Das war Sophie Schröders unvergleichliche Lady Macbeth!

Als ich nach Jahren auf Tieck's Wunsch in Dresden selber die Lady Macbeth spielen mußte, — welche unendliche Mühe gab ich mir, der großen Schröder nur den Ton im Worte »Blut« nachzutreffen. Es gelang mir nie ganz nach meinem Gefühl. Aber auch Tieck, der wunderbare Stimmkünstler, vermochte es nicht. Dabei erzählte er mir zum Troste:

»Friedrich Ludwig Schröder, der wie kein Andre Komödianten und alltägliche Menschen nachzuahmen wußte, lehnte es stets entschieden ab: Konrad Eckhof zu copiren. Er sagte nur: »Gebt mir erst sein Organ!« — Das, Kind, könnten wir Beide von Mutter Schröder sagen. Der Mensch versuche die Götter nicht!« —

Der junge bezaubernde Ludwig Löwe kam von Prag und spielte in Karlsruhe den »Jaromir«. — Die reizende kindliche Sophie Müller aus Mannheim entzückte mich als kleiner »Savoyarde« und als »Schutzgeist«. Ihr Vater spielte den lustigen Schneider Fips.

Welch ein possirlicher »Pantoffelmann« war der berühmte Staberl Karl, der spätere Gründer und Direktor des Wiener »Karl-Theater«, in seinen ausgewachsenen Höschen und Jäckchen und riesigen Schlurfen, wie er gehorsam seiner Frau die Strümpfe strickt. — Aber voll sittlicher Entrüstung kam ich aus »Räthchen von Heilbronn« nach Hause: daß dieser sipprige Staberl — dieser Knirps es wagte, nach der Hünengestalt und Heldenstimme eines Ferdinand Esslair, den ich auch schon als Gast angestaunt hatte, auf der Karlsruher Bühne den Wetter von Strahl zu geben, — und Frau Staberl, nach meiner angebeteten Vanda das Räthchen.

. Auch der bildhübsche Arthur, dessen geschiedene Frau ich später in Hannover als Frau von Holbein wiederfinden sollte, gastirte mit Glück in den damals so beliebten Wiener »Staberl-Rollen«. Während meines Wiener Gastspiels sah ich ihn weniger glücklich in Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind«.

Meine später so geliebte »Donna Diana« lernte ich in der anmuthigen Mad. Niedke aus Stuttgart kennen.

Nach dem lyrischen Tenoristen Böhle als Joseph in Mehuls »Jacob und seine Söhne«, gastirte in Karlsruhe der berühmteste Heldentenor seiner Zeit: Franz Wild. Ich hörte ihn als Max im »Freischütz«. Eine mächtige Stimme voll edlem geläuterten Metall und seelischer Wärme, unwiderstehlich mit sich fortziehend.

Noch berühmter aber, als durch seine Prachtstimme, war Franz Wild dadurch, daß er grade damals der Gegenstand sehr ernsthafter diplomatischer Verhandlungen zwischen Wien und Darmstadt war.

Seit 1813 als erster Tenor an der Wiener Hofoper noch auf Jahre engagirt, hatte der Sänger auf einer glänzenden Gastreise nach Berlin und durch Deutschland den goldnen Lockungen des opermenthusiastischen Großherzogs von Darmstadt nicht widerstehen können, der sich darin gefiel, sein eigener erster Hofkapellmeister zu sein und in allen Opernproben stundenlang taktirend am Dirigentenpult zu stehen. Wild blieb 1817 als Kammerfänger in Darmstadt. Umsonst rief, lockte, drohte Wien. Der Großherzog griff noch tiefer in seine Kasse und der dankbare Flüchtling fuhr fort, seinen fürstlichen Kapellmeister und die guten Darmstädter durch das Metall seiner Stimme zu enthusiasmiren. Jetzt nahmen die Wiener Diplomaten diese hochwichtige Angelegenheit in die Hand. Die Federn schwirren. Fürst Metternich diktirte die fulminantesten Drohnnoten gegen Darmstadt und verlangte die Auslieferung des liederreichen Deserteurs . . . Darmstadt antwortete sein höflichstes Nein und behielt seinen Wild. Auch die Intervention des jungen Frankfurter Bundes hatte keinen andern Erfolg. Schon sprach man von einem casus belli und vom Einrücken der Exekutions-Bundestruppen in Darmstadt, den herrlichen Sänger zu erobern . . . zum Glück mahnten lustige Stimmen an den Fluch der — Väterlichkeit. Und Franz Wild

blieb großherzoglich hessischer Kammerfänger, bis des Großherzogs Ludwig I. Moneten und damit der künstliche Glanz der Darmstädter Hofoper zu Ende waren. Da ging Wild denn 1826 nach Paris an die italienische Oper, später nach Kassel und 1830 kehrte er freiwillig nach Wien an die Hofoper zurück und auch das, was von seiner Stimme übrig geblieben war, wurde noch mit echt wienerischem Fanatismus aufgenommen. Alles war vergeben und vergessen.

Ueber diesen großherzoglichen Opern-Musikdirektor und Regisseur erzählt Spohr in seiner Selbstbiographie noch einige charakteristische Curiosa aus dem Jahre 1816: »Er dirigirt nicht nur das Orchester an einem auf dem Theater befindlichen Pulte, sondern ordnet auch Alles auf der Bühne an. Da er sich auf beiden Posten für unfehlbar hält und weder dem Kapellmeister, noch dem Regisseur die geringste Einwendung gegen seine Anordnung gestattet, so ist es natürlich, daß viele Mißgriffe geschehen. Denn obgleich er unter den Großherzögen wohl der beste Operndirektor sein mag, so ist damit noch nicht gesagt, daß er ein guter sei . . . Jeden Sonntag ist Oper, an zwei andern Tagen der Woche Schauspiel, an den vier übrigen Tagen hält der Großherzog seine Opernproben. Nur wenn er durch Krankheit verhindert ist, fallen sie aus. Dann werden auch keine Opern gegeben. Unlängst war er wegen eines Uebels am Bein genöthigt, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten; in dieser Zeit durfte weder eine Probe gehalten, noch eine Oper gegeben werden. Er schien zu glauben oder wollte es glauben machen, daß ohne ihn nichts einstudirt werden könne. — Es gewährt einen seltsamen Anblick, den alten, schon ganz krumm gewachsenen Herrn in Uniform mit dem Stern auf der Brust hinter dem Pulte den Takt geben zu sehn, oder wie er den Chor und die Statisten ordnet, bald dieses, bald jenes zu erinnern hat oder dem Orchester piano oder forte zuruft. Auf das pianissimo des Orchesters thut er sich besonders viel zu gut. — Verstünde er nun dies Alles, so würde es keinen bessern

Operndirektor geben, denn er hat nicht nur viel Eifer und Ausdauer, sondern auch in seiner Eigenschaft als Großherzog die nöthige Autorität. So reicht seine Partiturkenntniß aber nicht weiter, als um allenfalls die Violinstimme nachlesen zu können, und da er in seiner Jugend einmal Violine gespielt hat, so quält er die armen Geiger ewig mit seinen Erinnerungen, ohne daß dadurch etwas gebessert wird. Unterdessen können die Sänger so falsch oder geschmacklos singen, wie sie wollen, oder die Blasinstrumente können einen Takt vor oder nach sein — er merkt es nicht ... Daß daher die Opern trotz der vielen Proben dennoch nicht gut gehen und in der Regel um so schlechter, je mehr Proben stattgefunden haben, findet seine Erklärung in Obigem, sowie darin, daß Sänger und Orchester am Ende vor Abspannung und Ueberdruß nicht mehr Acht geben können. So ging es auch mit der Oper »Athalie« von Poissl, die während unserer Anwesenheit jeden freien Abend probirt wurde und bei deren endlicher Aufführung nach 30 Theaterproben doch noch Fehler, sowohl auf dem Theater, als im Orchester vorkamen . . .«

In demselben Jahre hörte ich Louis Spohrs Wundergeige und die goldene Harfe seiner mädchenhaft zarten Dorette in einem Concerte zu Karlsruhe.

Bedeutsamer — von eigenartig elektrisirender, ja schöpferischer Wirkung für mich und in mir waren zwei Abende im Karlsruher Museums-Saale.

Der ganze Saal ist dunkel. Nur im Hintergrunde erhebt sich eine kleine, blendend hell erleuchtete Bühne ohne Vorhang, wie ein offenes Gemach. Das Podium und die drei umschließenden Wände sind mit dunkelgrauem Tuch bezogen. Von der rechten Seite wirft ein riesiger halber Blechcylinder das Licht von 80 terrassenförmig über einander aufgebauten Wachskerzen auf die Bühne. Auf der andern Seite brennt ein einfaches Licht.

Eine leise fremdtönige Musik — wundersüß schmeichelnd

und doch feierlich ergreifend — zieht wie Geisterklang anderer Sphären durch den Saal.

Auf die Scene tritt eine schöne edle Frauengestalt mit marmorweißen ernsten Zügen, das dunkle Haar in Flechten nach altgriechischen Vorbildern um den Kopf gewunden. Eine einfache weiße Tunika umwallt sie, bis auf die Fersen hinab, die klassisch geformten Marmorarme bis zu den Achseln bloß lassend. Das dunkle Auge strahlt in Begeisterung. Die Hand hält einen luftigen weißen Schleier . . .

Peregrina Proteus — Pythia Hendl-Schütz macht den Karlsruhern ein klassisches Kompliment.

Mit drei schnellen Windungen ist der weiße Schleier um das Haar geschlungen — die Arme senken sich straff zu beiden Seiten nieder — die nackten Füße schließen sich eng — das Auge wird glanzlos, starr — das Gesicht, alle Glieder, alle Falten der Gewandung versteinern vor unsern Augen . . . Eine steife eckige Isis-Statue der alten Aegypter steht vor uns . . .

Im Nu ist der Stein wieder zu quellendem, reichen Leben erblüht — um in der nächsten Minute vor des Zuschauers magnetisch gebanntem Blicke wieder zu erstarren: lang hingestreckt kniend am Boden, die blanken Arme mit den flachen Händen auf ein weißes Postament gelegt, den tief ernsten Kopf im Profil vorgeschoben . . . eine Sphinx! Aber weniger die kolossale graue verwitterte Räthselgestalt der alten Aegypter — als die wunderschöne bezaubernde — entsetzliche Sphinx Heine's:

»Ein schönes Weib! Der weiße Blick,
Er sprach von wildem Begehren;
Die stummen Lippen wölbten sich
Und lächelten stilles Gewähren!«

Die Sphinx erhebt sich. Sie streckt die Arme über den Kopf hinaus mit den flachen ausgebreiteten Händen, als trügen sie eine schwere Last. Wie straff die Muskeln sich spannen! Der edle Kopf biegt sich leicht hintenüber — die Augen so groß, so

rund, so starr — um den Mund und die zusammengepreßten
Kinnladen jener harte Zug äußerster Anstrengung — gewaltig
wölbt sich die Brust vor — der kleine energische Fuß ist auf den
Boden gestemmt, wie eingewurzelt . . . eine griechische Kary-
atide! . . . Ein Zucken rieselt durch die weiße Marmorgestalt —
und eine andere Gebälkträgerin steht da — in anderer Haltung,
mit anderen Gesichtszügen . . . um sogleich wieder einer neuen
Tochter der Stadt Karyä Platz zu machen. Und alle Kary-
atiden sind gleich schön, gleich edel, gleich wahr!

Auf marmorernem Piedestal steht eine wunderschöne weiße
Mädchengestalt, ein ahnungsvolles Träumen über die lieblichen
Züge ausgegossen — Galatea! Daß doch dies holde Steinbild
warmes, blühendes Leben würde! . . . O Wunder! Wie Früh-
lingsrauschen über den schlummernden Wald und die erstarrten
Quellen, zittert es über den kalten Stein. Langsam gewinnt
der Marmorleib warmes belebendes Blut, das Auge Glanz
und Glut, der Mund ein Lächeln, — die Arme breiten sich
sehnsuchtsvoll aus — der Fuß steigt erst zagend, dann freudig
nieder von dem Piedestal . . . Im überströmenden Lebensglück
sinkt Galatea ihrem Schöpfer Pygmalion an die Brust! —

Das ist Psyche! Die liebreizendste Königstochter, daß
selbst Venus eifersüchtig auf sie wird . . . Jetzt: Psyche, die
Trauernde, Einsame, verbannt auf den Gipfel eines wüsten
Berges . . . Psyche, die Glückliche, von Amor geliebt . . . Psyche,
die Neugierige, mit der Lampe in der Hand den schlummernden
Gott der Liebe betrachtend. Mit welch reizendem naiven Aus-
druck legt sie den Zeigefinger prüfend an die Spitze von Amors
Pfeil! . . . Weh! ein Tropfen heißes Del fällt dem schönen
Liebesgott auf die Schulter — er erwacht und . . . muß das
ungehorsame Menschenkind fliehen. Arme Psyche! — Ruhelos,
angstvoll sucht die Verlassene den holden Geliebten auf Erden
und im Olymp . . . Als Sklavin der zürnenden Venus erliegt
sie fast unter der Last der ihr auferlegten Arbeiten. Doch Amor
hilft ihr. Die Liebe überwindet Alles. Nur nicht die Neugierde

des eitlen Mädchenherzens. Sie öffnet, aus der Unterwelt heimkehrend, die Büchse mit der Schönheitsfalbe der Proserpina — und sinkt todt zu Boden . . . Vom liebenden Amor mit dem Pfeile berührt, schwebt die geflügelte Psyche zum ewigen Leben der Götter empor . . .

Welch 'ein weiter, gefährlicher Schritt von der holden mädchenhaften Psyche — bis zur versteineten Schmerzensmutter der Niobiden! Unsere Künstlerin darf ihn wagen. Glücksstolz schaut des Königs Amphion Gemalin auf ihren theuersten Reichthum, ihre 14 blühenden Söhne und Töchter, im Uebermuth sogar die Leto verspottend, die nur 2 Kinder hat. Aber diese Kinder sind Götter: Apollo und Diana! — und bereit die Mutter zu rächen. Pfeil auf Pfeil entschwirrt dem Götterbogen und ein geliebtes Kind nach dem andern sinkt vor Niobe's entsetzten Augen todwund zur Erde — — 7 Söhne und 7 Töchter — — bis die mitleidigen Götter die Schmerzensmutter endlich in Stein verwandeln. Welche unsäglichen Schmerzen haben ihre Linien in dies weiße Marmor Gesicht gemeißelt!

Ahnt dies Künstlerherz, daß auch ihm der Mutterschmerz einer Niobe beschieden? — Vier erwachsene Söhne von Frau Hendl-Schütz starben durch Selbstmord!

Nach dem lebenden Marmor wird die Künstlerin zu einer Gallerie farbenglühender Gemälde aus der italienischen, alt-deutschen und niederländischen Schule.

Da ist Hagar mit Ismael in der Wüste, gekleidet in das leuchtende Blau und Roth des Morgenlandes, — gebrochen, verdürstend, demüthig, doch getragen von ihrem Glauben an einen Gott der Barmherzigkeit und von ihrer Mutterliebe.

Welch ein Contrast zu dieser verstoßenen armen Magd ist dies üppig schöne Weib in den kostbarsten Cachemirs und glitzernden Geschmeiden, im hochmüthigen Auge Eitelkeit und Weltlußt! Wie sie wühlt in diesen farbenprächtigen Shawls

und Gewändern, Perlenketten und Goldspangen! Nichts ist ihrer Hoffahrt köstlich genug, sich damit zu schmücken. Hochmüthig prüft sie Alles an ihrer Schönheit — verächtlich schleudert sie es bei Seite . . . Das ist die weltliche Magdalena!

Aber sie wird zur reinigen — dann zur büßenden. Das ist die Magdalena Correggio's, wie sie in der Wildniß vor einem Totenkopf hingestreckt liegt, dürftig in raube Felle gehüllt, lesend in dem großen Buch der Bücher. Nur umwallt die schöne Büßerin kein goldiges Haar, sondern das reiche dunkle der Künstlerin.

Der büßenden folgt die in Verklärung sterbende Magdalena.

Und dann eine ganze Gallerie von altitalienischen, altdeutschen und altspanischen Madonnen! Die Verkündigung Mariä, — die Mutter Gottes mit dem Jesuskindelein auf dem Schooße (Rafaels Madonna della Sedia in Florenz), — Mater Dolorosa, — die gekrönte, von Engeln emporgetragene Himmelskönigin!

. . . Die kleine Komödiantin kam von diesen lebensvollsten »Lebenden Bildern« ganz berauscht nach Hause und von jetzt an war keine weiße Fenstergardine, keine rothe Tischdecke, kein Shawl mehr sicher vor meinen drapirenden Händen, — bis es der Mutter mit der kleinen »Hendel-Schütz« zu bunt wurde und sie ein energisches Machtwort sprach: »Eina, setz Dir kein dummes Zeug in den Kopf. Du sollst keine Komödiantin, am wenigsten eine Hendel-Schütz werden. Die unglückliche Frau hat schon vier Männer gehabt . . . «

Vier Männer! Entsetzlich! Das Wort kühlte mich doch sehr in meiner Begeisterung für die reizende Galatea, die himmlische Psyche und heilige Madonna ab. Und ich beschloß fest in meinem Herzen, die liebenswürdigste alte Jungfer werden und bleiben zu wollen, auch wenn die schönsten Pygmalions und Märchenprinzen um mich freien sollten.

»Aber, Mutter, wenn ich nicht Schauspielerin werden darf, kann ich ja auch kein Geld zum sammtenen Lehnstuhl und zur Chokolade für Dich verdienen!«

O sonniges Mutterlächeln!

Theater und Hof! Das waren die Sonnen, um die sich vor 60 Jahren das ganze Leben einer kleinen deutschen Residenz drehte. Und so war es auch in Karlsruhe.

Die Sonne des Hofes aber war wiederum unsere Bruchsaler Frau Markgräfin Amalia. Eine milde gütige Sonne, Alles um sich her erhellend und erwärmend. Sie war das verehrte Haupt der regierenden Familie, ihr bescheidenes Palais in der Langen Straße im Winter der Mittelpunkt des bedeutendsten geistigen und geselligen Lebens von Karlsruhe, ihr Herz und ihre Hand die Zuflucht der Armuth. Besonders in den furchtbaren Hungerjahren, die der Kriegsnoth auf dem Fuße folgten und die nach Zugrundegehen der Ernte 1816 und 1817 ganze Schaaren von Hungrigen bettelnd durchs Land irren sahen. Viele blieben an den Wegen vor Erschöpfung liegen. Wie viel Thränen hat da das thränenerefahrne Herz der Markgräfin gestillt, wie viel Hungrige ihre gesegnete Hand gesättigt.

Auch wir Kinder lernten damals Meister Schmalhaus als Küchenmeister kennen und — fürchten. Die Semmeln waren so klein, wie Guldenstücke — und der kindliche Appetit riesengroß. Einst kam Bruder Karl mit einem wahrhaft bellenden Hunger aus seiner Junkerschule angerannt und heulte, er wüßte gar nicht mehr, wie einem fatten Junker zu Muth sei. Die Mutter hatte ihre wenig tröstliche Kummermiene. Da fing auch ich zur Gesellschaft an zu heulen, nahm des Bruders Hand und sagte: »Komm Karl, wir gehn zur Frau Markgräfin. Die weist keinem Hungrigen die Thür!« — »Und sie kochte heut Hammelfleisch und Weißkohl mit Rümme!«, — stimmte Karl

begeistert ein. »Wie appetitlich das roch, als ich soeben vorbeiging und ein großer Haufen von alten Männern und Weibern ganze Töpfe voll Marktgraf-Essen nach Hause trugen!« — Die Mutter aber fragte in der Speisekammer doch noch einige Vössel voll Mehl zusammen und kochte davon einen stattlichen Kessel voll Suppe. Vor unsern Augen wurde das letzte Ei hineingequirlt. Wir hätten es sonst schwerlich wieder herausgeschmeckt. Und zum ersten Mal wußten wir diese Mehlsuppe — als »sanfte Liebe« sonst mehr gefürchtet als geliebt — nach Gebühr zu schätzen. Wenn auch der unersättliche Karl dabei blieb: »Vina, wie würde auf dies Süppchen erst der Marktgräfin Weißkohl und Hammelfleisch schmecken!«

Sah ich der Marktgräfin kleine flinke Laufer in den schwarzen Sammetjacken und silbernen Schärpen ihrer vier-spännigen Equipage vorauffpringen, so rannte ich geschwinde auf die Straße hinab, um der wohlthätigen, geliebten Fürstin meinen aller schönsten Knix zu machen und ein freundliches Lächeln zu erhaschen.

Nach der Marktgräfin liebten wir ihren einzigen Sohn, den regierenden Großherzog Karl, am meisten. Er war eine schöne ritterliche Erscheinung, aber oft so bleich und traurig. Man sagte, er sei kränklich. Und er war einst vor Danzig der Zeltkamerad unseres seligen Vaters gewesen und hatte seinen lustigen Adjutanten Bauer so lieb gehabt. Sahen wir Kinder den Großherzog mit seiner Gemalin Stephanie in den schönen Alleen spazieren gehen, so liefen wir ihm treuherzig entgegen und küßten ihm die Hand. Er streichelte uns dann wohl das Haar und sagte mit seinem milden wehmüthigen Lächeln: »Ach! das sind ja meines guten Bauer Kinder! Ganz seine Augen und seine Haare. Daß er so jung schon sterben mußte! Kinder, werdet gut und fröhlich, wie Euer Vater, — aber glücklicher. Ich werde Euch nicht vergessen. Grüßt Eure Mutter!«

Wie schön und holdselig war die Großherzogin Stephanie, die Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Und wie lustig hörte

sich das an, wenn sie mit ihrem französischen Accent deutsch sprach. Und sie konnte selber darüber so hell und herzlich lachen.

Aber der Großherzog wurde immer bleicher und Stephanie lachte immer feltener. Bald hieß es: der Großherzog ist schwer krank und sein Geist verdüstert. Die Aerzte haben ihn nach dem Bade Griesbach im Schwarzwalde geschickt — dann: nach dem Jagdschloßchen Favorite bei Baden-Baden — zuletzt: nach Rastatt! Der Arme hat nirgends Ruhe . . . Im December 1818 rollte der großherzogliche Leichenwagen, umgeben von weißröckigen Gardes du Corps, so prunkvoll und dumpf durch die Straßen von Karlsruhe. Der Großherzog war im Schlosse zu Rastatt gestorben und bei Nacht und Fackelbeleuchtung sollte die Leiche in die Fürstengruft nach Pforzheim überführt werden. Sein edles Gesicht strahlte im Sarge von einer rührenden Schönheit, wie ein marmorner Christuskopf.

Der alte Markgraf Ludwig, der bis dahin als eine Art Einsiedler am Bodensee oder in Karlsruhe ganz für sich gelebt hatte, wurde nun regierender Großherzog. Ich sollte später eine für mich verhängnißvolle Audienz bei ihm haben.

Die Großherzogin Stephanie zog mit ihren holden Töchtern nach ihrem Witwensitz Mannheim. Daß ich dort ihr bei zwei Gastspielen nahen durfte, habe ich in meinen »Komödianten-Fahrten« ausführlich erzählt.

Ganz besondern Reiz hatte für mich natürlich das kleine Palais, in dem die Königin von Schweden mit ihren Kindern wohnte. Auf einem Kinderballe bei der Generalin von Freistedt durfte ich wieder mit den lieblichen Prinzessinnen Cäcilie und Amalie tanzen, wie einst auf dem Balle der Frau Markgräfin. Sie erinnerten sich freundlich an ihren ersten Tänzer, den grüngestiefelten, ephuebekränzten Waldelfen und wir lachten herzlich mit einander über das närrische Oui und Non. Bald wurde auch ich zu einigen reizenden kleinen Kinderfesten in das schwedische Palais eingeladen.

Und wie mich diese wunderschöne Königin mit den dunklen

Locken und tiefblauen Augen interessirte, seit ich über ihr traurigstes Geschick Einiges gehört hatte und gereift genug war, darüber nachzudenken!

Schon als elfjährige Prinzessin war Friederike von Baden zugleich mit ihrer älteren Schwester, der späteren Kaiserin Elisabeth, 1792 an den Hof Catharina II. nach Petersburg gekommen. Die Zarin vermählte Elisabeth ihrem Enkel Alexander und bestimmte Friederike für Constantin. Die kleine Prinzessin weinte aber stets bitterlich und zitterte an allen Gliedern, wenn der wilde Constantin sich ihr in seiner rohen Weise zärtlich näherte, daß Catharina das »badische Gänsschen« schon nach einem Jahre zurücksandte und für Constantin eine Coburgische Prinzessin als Braut kommen ließ. Mit 16 Jahren wurde Friederike die Gemalin des jungen Königs Gustav IV. von Schweden, für den Ankarströms Kugel auf jenem Maskenballe den Thron leer gemacht hatte.

Aber König Gustav war ein unglücklicher Charakter: starr, abergläubisch, voll Sonderbarkeiten und fixer Ideen und von der Unfehlbarkeit und Allmacht seines souveränen Königthums krankhaft durchdrungen. Um so empfindlicher mußte ihn — den legitimen König — der Schlag treffen, als ihn am 13. März 1809 eine Verschwörung in Stockholm gefangen nahm und funfzehn Tage später seine unglückliche Mutter, die verwitwete Königin Sophia Magdalena, ihm in dem Gefängnißschlosse Gripsholm weinend das Bekenntniß machte: Du bist nicht der Sohn Gustav III. — kein legitimer König von Schweden. Entsage freiwillig dem Throne, ehe die Reichsstände öffentlich Deiner Mutter Schuld aussprechen.

Am andern Tage unterschrieb Gustav Adolf IV. die Abdankungsurkunde. Erst im December wurde die königliche Familie aus der Haft des Schlosses Gripsholm entlassen und unter Bedeckung und im strengsten Geheimniß nach Deutschland geführt, der zehnjährige Kronprinz Gustav sogar gesondert von Eltern und Geschwistern.

Im Februar 1810 langte die vertriebene Königsfamilie als Gast der Markgräfin in unserem Bruchsal an. Welch ein schmerzliches Wiedersehen! Dennoch hielt Gustav Adolph IV., der officiell den Namen eines Grafen von Gottorp angenommen hatte, noch im Bruchsaler Schlosse die strengste schwedische Hofetiquette aufrecht. In den Abendgesellschaften nahm er nie einen Stuhl und so durften sich auch die übrigen Anwesenden nicht setzen.

Ostern wollte der kleine schwedische Hof das romantische Schloß Meersburg am Bodensee beziehen, das der Königin Großvater, der Großherzog Karl Friedrich, dazu hatte einrichten lassen. Plötzlich ließ der König Extrapostpferde bestellen, und fuhr nach flüchtigem Abschied von Gattin und Kindern allein in die Welt hinaus ... um die letzteren nie wiederzusehen. Niemand erfuhr, welche neue fixe Idee oder finstere Laune den Unglücklichen so ins einsame, ruhelose Leben hinaustrrieb.

Die Königin folgte dem unglücklichen Gatten im Sommer nach Schaffhausen — später nach Altenburg in Sachsen. Der König verlangte: seine Gemalin und Kinder sollten sich mit ihm in Herrenhut niederlassen und fortan ganz als Herrenhuter leben! — Als die Königin darauf nicht eingehen wollte, reiste ihr Gatte in dunkler Morgenstunde ab, ohne Abschied zu nehmen. Sie haben sich nicht wiedergesehen.

Und immer ruheloser irrte der heimatlose König ohne Land umher. Bald miethete er in Colberg eine Barke, um sich auf ein englisches Kriegsschiff zu begeben. Der preußische Festungskommandant hinderte ihn daran. Bald machte er sich auf den Weg nach Rußland. Da er keinen Paß hatte, wurde er an der Grenze zurückgewiesen. Jetzt ging er nach England. Keine Ruhe! Nach der Schlacht von Leipzig bot er seinem früheren Todfeinde, dem illegitimen Kaiser Napoleon seine Dienste als Adjutant an. Napoleon dankte kühl ablehnend. Dann erschien der Graf von Gottorp zu Wien auf dem Kongresse, um für sich und seinen Sohn Gustav die schwedische

Königskrone zu reklamiren. Man antwortete ihm mit Achselzucken. Plötzlich las man in allen Zeitungen eine sehr wortreiche Aufforderung an die gesammte Christenheit: den Grafen von Gottorp auf einem Pilgerzuge an das heilige Grab nach Palästina zu begleiten und sich dem Orden der »Schwarzen Brüder« anzuschließen, den er zu stiften im Begriff sei. Jeder Schwarze Bruder dürfe sich nie den Bart scheeren, zum Zeichen seiner Beständigkeit . . . Lauter Seifenblasen, die in der nächsten Minute wieder platzten.

Umsonst bat der depoffedirte König »seine lieben Norweger«, ihn unter dem Namen »Gustavsohn« als einfachen Bürger von Norwegen aufzunehmen. Die Schweiz war großmüthiger und machte Herrn Gustavsohn zu ihrem Bürger und Oberst.

Von jetzt an verbat er es sich sehr bestimmt: Majestät! titulirt zu werden. Er antwortete auf seine Anrede: ich bin Schweizer Oberst — nebenbei eine wandernde Satire auf den heiligen Bund, der sich so sehr mit seiner Legitimität brüstet!

In Leipzig besuchte Oberst Gustavsohn gern das Theater. Er saß dann im Hintergrunde von Küstners Direktionsloge. Als der »Freischütz« gegeben wurde und Samiel erschien, fragte der König Küstner: »Wer ist das?« — »Das böse Prinzip — der Teufel!« — Der König schnitt ein Gesicht, nahm seinen Hut und verließ augenblicklich das Theater, um nie wiederzukommen. Mit »dem bösen Prinzip« mochte sein Aberglaube nichts zu schaffen haben.

Einst stand ich als Kind in Karlsruhe mit einer Schulfreundin, die der Post gegenüber wohnte, vor der Thür: da kam eine leichte Extrapostkalesche angefahren. Drin saß ganz allein ein schwächlicher Mann mit einem ausdrucksvollen Kopf, den blauen Rock ganz zugeknöpft. Mit auffallender Beweglichkeit verließ er den Wagen, um neue Pferde zu bestellen. Sein ganzes Gepäck bestand in einer winzigen Handtasche. Kein Diener begleitete ihn . . .

Die Leute liefen herbei: den König von Schweden zu sehn. Der plauderte harmlos, nicht ohne eine gewisse Geschwätzigkeit mit aller Welt. Aber er hatte keine Frage — vielleicht kaum einen Gedanken für seine Gemalin und seine Kinder, die doch in derselben Stadt lebten. Als die Pferde gewechselt waren, fuhr er weiter.

So ist der Unglückliche noch mehrere Mal durch Karlsruhe gekommen, ohne sich um seine Familie zu kümmern. Nie hat er seiner Gemalin, seinen Kindern geschrieben. Und doch hatte er zu ihren Gunsten freiwillig auf die ganze ihm von Schweden ausgesetzte Apanage verzichtet, sehr bescheiden von den verkauften Diamanten lebend, die er als sein Privateigenthum aus Schweden mitgebracht hatte.

Nur als die Königin Friederike im September 1826 sterbend zu Lausanne lag, sah man in der Abenddämmerung den Oberst Gustavsohn ihrem Hause gegenüber stehn und lange auf das Fenster des Schlafgemaches starren. Und als die Leiche dann in der Familiengruft zu Pforzheim beigesetzt wurde, stand im Schatten eines Kirchenpfeilers ein Mann, dicht in seinen Mantel gehüllt, und seufzte. Es soll der Oberst Gustavsohn gewesen sein. Was mag in jenen todeschaurigen Stunden in der Seele dieses Menschenrätselfels vor sich gegangen sein!

Noch 11 Jahre nach dem Tode der Königin irrte der Ruhelose bedauert und — verspottet durchs Leben. Dann starb er in St. Gallen. Seine Asche fand erst 1845 neben dem Sarge seiner jüngsten Tochter Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, in der Fürstengruft zu Oldenburg eine bleibende Stätte. —

Von dem Zauber der wunderbaren Schönheit ihrer Prinzessin Friederike — von der Familie kosend: Fricke genannt — erzählten die Karlsruher folgende romantische Geschichte:

Ein englischer Lord hatte die junge Prinzessin in Karlsruhe gesehen und eine wahnsinnige Leidenschaft für sie gefaßt. Er folgte ihr von Stund an, wie ihr Schatten, aber immer in

respektvoller Entfernung. Besuchte die Prinzessin das Theater — so lehnte der Lord sicher in einer dunklen Logenhecke ihr gegenüber und starckte ihre Schönheit an. Für die Bühne hatte er keinen Blick. Ebenso fehlte er nie in der Schloßkapelle. Fuhr die Prinzessin spazieren — so sprengte ihr Ritter sicher denselben Weg dahin. In Baden-Baden — in Bruchsal — in Mannheim — überall, wo die Prinzessin erschien, tauchte auch ihr Schatten auf. Aber stets so achtungsvoll und zurückhaltend, daß kein Hofmarschall ihm einen Abschiedswink zu geben wagte. Seltsamer Weise hat Se. Lordschaft nie versucht, bei Hofe vorgestellt zu werden oder gar sein Idol anzureden.

Kaum war die junge Königin von Schweden — zu Stralsund im October 1797 Gustav Adolf per Procuracion ange-
traut — zu Carlserona ans Land gestiegen, so sah sie die glühenden Augen ihres Don Quixote aus der jubelnden Volksmenge vorleuchten. Und die Anbetung per distance wurde mit echt englischer Ausdauer in Stockholm fortgesetzt.

Doch nach drei Jahren kam es zur Katastrophe. Die schwedischen Kavaliere hielten ihrer schönen Königin zu Ehren vor dem Schlosse Drottingholm ein glänzendes Turnier ab. Die Königin sollte dem Sieger den Lorbeerkranz aufs Haupt setzen und die von ihr eigenhändig gestickte Schärpe umhängen. Ein lockender Preis für schönheildurstige Herzen.

Schon haben einige Ritter ihre Lanzen zersplittert. Da reitet in schwarzer, prächtiger Rüstung, mit seinem Knappen und flatterndem Banner in den Lieblingsfarben der Königin, ein fremder Ritter in die Schranken — unser Lord. Er schwingt eine blitzende Streitaxt und fordert mit laut schallender Stimme ebenbürtige Ritter zum Zweikampf heraus: mit gleicher Waffe auf Tod und Leben — für den Siegespreis der Schönheit . . .

Der junge Freiherr von Torstenon tritt vor und hebt den hingeworfenen Handschuh auf.

Aber auf Befehl des Königs weist ein Herold den Lord als Stöbrenfried eines harmlosen Lustturniers mit seiner blutigen Herausforderung vom Kampfplatz. Das Volk reißt jubelnd sein Banner in Stücke. Se. Lordschaft wird auf ein Schiff geführt und gezwungen, sein schriftliches Ehrenwort abzugeben: nie wieder den Boden Schwedens zu betreten . . .

Und man sah und hörte nichts mehr von diesem fahrenden Ritter von der traurigsten Gestalt.

Mein leidenschaftliches kleines Herz wurde nicht müde, solche erlauchten, halb verstandenen Geschichten in den wunderschönen Augen der unglücklichsten Königin nachzulesen, die in stiller Nacht so viel weinten, daß man das Kopfpolster von den geflossenen Thränen verstopft fand. —

Auch das Palais der Reichsgräfin Louise von Hochberg, einst Fräulein Geyer von Geyersberg, Witwe des Großherzogs Karl Friedrich, und ihrer stattlichen Söhne Leopold und Wilhelm, beschäftigte die Geisterseher des alten Karlsruhe nicht wenig. War doch Markgraf Leopold — nach dem Tode der beiden Prinzen der Großherzogin Stephanie und bei der Kinderlosigkeit des alten Großherzogs Ludwigs — der zukünftige Thronfolger Badens.

Welche Feste, welche Lust und Pracht gab es da zu sehen, als im Juli 1819 die Hochzeit des Markgrafen Leopold mit der Prinzessin Sophie, der ältesten Tochter der Königin von Schweden, gefeiert wurde. Mit der Mutter hatte ich den ausgestellten reichen und reizenden Trousseau ansehen dürfen. Wie war's nur möglich, daß eine Dame allein — und war's auch eine Prinzessin — in ihrem ganzen Leben so viele köstliche Kleider, Atlasschuhe, Strümpfe und Taschentücher verbrauchen konnte. Ach, wie armselig kamen mir nachher meine Kommodenschiebladen vor, deren Schätze mich doch bis dahin so reich gemacht hatten. Und nun erst gar der Staat bei der Trauung im Schlosse! Da trug die Braut ein ganz silbernes Kleid, wie eine Märchenprinzessin, und unter dem blühenden

Myrtenkranze funkelte es von Diamanten. Reizender aber waren doch noch meine beiden kleinen Prinzessinnen Amalie und Cäcilie in ihren weißen duftigen Lüllkleidern — wie weiße Rosenknospen. Und dann die prächtigen Feuerwerke und Festtheater! Der Intendant Freiherr von Aussenberg hatte die Festoper gedichtet: »Berthold I. von Zähringen«. Viel mehr aber gefiel mir das glänzende »Turnier von Kronstein«, das ich ebenfalls bei diesen Festen zuerst sah. Wie wunderschön und prächtig sah Amalie Neumann als Elsbeth auf ihrem Schimmel aus! Ach, da wuchs der kleinen Komödiantin das Herzchen doch mal wieder so recht sehnsuchtsvoll nach den strahlenden Brettern! — Ich glaube, es war auch bei Gelegenheit dieser Hochzeitsfeierlichkeiten, daß ich den Markgrafen Leopold mit Mad. Neumann auf dem Museumsballe tanzen sah. Das schönste Paar unter allen Tänzern!

In der Karl-Friedrichstraße lebte endlich noch still und wohlthätig die verwitwete Markgräfin Friedrich mit ihrer Schwester, der Prinzessin Auguste von Nassau-Ufingen, und deren Gemal, dem Grafen Friedrich Wilhelm von Bismarck. Es wollte durchaus nicht in meinen kleinen selbstdenkenden Kopf, daß der Gemal einer Prinzessin nicht auch Prinz oder die Frau eines Grafen nicht Gräfin sein sollte.

Graf Bismarck hatte jenen schauerlichen Winterfeldzug nach Rußland mitgemacht und war wie durch ein Wunder dem Untergange entronnen, obgleich die Kosacken ihm seine Pferde und selbst die nothdürftigste Kleidung nahmen und er, noch ermattet vom Typhus und Entbehrungen aller Art, in dem Gedränge an der Beresina seine sämtlichen Leute verlor. Er hatte aber die Energie und den — Stern der Bismarcks und wurde der später so berühmte württembergische Reitergeneral und Gesandte an den Höfen zu Karlsruhe, Berlin und Dresden — und nebenbei mein erster Kritikus im Stuttgarter »Morgenblatt«.

Dieser ganze vielköpfige und buntgestaltete badische Hof

fand sich im Sommer gewöhnlich in dem schönen Baden-Baden wieder zusammen. Das war damals noch kein Lugasbad mit glänzenden Spielsälen, Pariser Restaurants und kostspieligen Toiletten, — nur die reizendste Ländlichkeit. Die Preise waren so mäßig, daß ganze Familien allsummerlich aus Karlsruhe dahin überstiedelten. Auch die Mutter machte es durch weise Sparsamkeit möglich, mit mir fast regelmäßig einige Wochen dort zu sommern, ohne unser bescheidenes Jahresbudget zu überschreiten. Das waren dann herrliche Ferientage.

Ich weiß noch sehr deutlich, daß wir in dem alten »Zähringer Hofe« zwei kleine, einfach geweißte Stübchen ohne Sopha's und mit winzigen Spiegeln bewohnten. Ein helles Waschkleid und runder Schäferhut genügten vollkommen für Promenade, Kaffeekränzchen, Ausflüge in die reizende Umgegend und den abendlichen Tanz im schmucklosen Saale des Conversationshauses. Und wie ungenirt und fröhlich mischten sich dort die höchsten Herrschaften in die Reihen der Tänzer!

Frage man dann: Wer ist denn jener junge Herr mit dem rosig blühenden heiteren Gesicht, der die schönsten Tänzerinnen so unermüdlich im Ländler schwingt? — so hieß es einfach: Der Kronprinz Ludwig von Bayern!

Für meine rege Kinderphantasie aber wurde der lustige Kronprinz noch viel interessanter, als ich hörte: Er hat in seiner Wiege auf einem Kopfkissen geschlummert, das gepolstert war mit — Schnurrbärten. Als er nämlich 1786 zu Straßburg geboren wurde, so wußten die alten Grenadiere seines Vaters, der damals noch Herzog Max Joseph von Zweibrücken und französischer General in Straßburg war, dem geliebten Führer ihre theilnehmende Freude nicht besser zu bezeugen, als dadurch: daß sie sich sämmtlich ihre stolzen Schnurrbärte abschnitten und mit denselben ein Kopfkissen für den kleinen Prinzen füllten ... Ach, wie sich's wohl auf Grenadier-Schnurrbärten schlafen und träumen ließ? Das beschäftigte mich lebhaft!

Und dort promenirte auch der gute alte König Max Joseph

von Bayern, an jedem Arm eine seiner wunderschönen jungen Zwillingstöchter, die einander so ähnlich sahen: die späteren Kronprinzessinnen von Preußen und Sachsen. Der leutseligste, bürgerlichste und menschenfreundlichste Monarch, den ich je gesehen habe. Sein Gesicht strahlte stets in einem milden, väterlichen Lächeln. Für Jedermann hatte er ein wohlwollendes Wort. Wollte er ausfahren, so mußte er bis zum Wagen erst ein förmliches Spalier von Bittenden passiren. Da hatte er denn die Börse in der Hand und theilte unermülich und mit der hellen Freude am Wohlthun nach rechts und links Silbermünzen aus. War die Börse leer, so schwenkte er sie in der Luft und rief: Kinder, für heut bin ich abgebrannt. Morgen mehr!

Zum letzten Mal sah ich Max Joseph von Bayern in einem gar wunderlichen Aufzuge auf der öffentlichen Promenade zu Baden-Baden. Er führte die Königin Karoline am Arm und hatte ihr soeben in einem der Läden an der Promenade einen schönen rosa Atlashut mit weißen Straußeneibern gekauft. Natürlich hatte die Putzmacherin den Hut der Königin ins Palais senden wollen, aber Max Joseph bestand darauf, ihn sogleich mitzunehmen. In der Hand wurde ihm der zarte Putzartikel doch bald unbequem — da steckte er, kurz entschlossen und mit vergnügtem Lachen über den guten Einfall, den Hut auf den Knopf seines Spazierstockes und trug ihn so hoch in der Luft, wie ein seliges Bäumlein, das seinem Schatz etwas Hübsches vom Jahrmart mitbringt. Die Königin wurde zusehends verlegener, je größer das Gefolge der Neugierigen wurde. Aber umsonst bat sie, ihren Händen den Hut zu überliefern. Seelenvergnügt trug der König ihn nach Hause.

Auch des Königs Schwiegersohn, den stattlichen und lebenswürdigen Herzog Eugen von Leuchtenberg, einst Vizekönig von Italien, sah ich mit seiner schon stark verblühten, aber noch immer graziosen Schwester Hortense, Herzogin von St. Leu, einst Königin von Holland, und ihrem jungen schwächtigen Sohne Louis — später Kaiser Napoleon III. — in Baden-

Baden. Abends stand ich dann wohl mit andern Badegästen unter den offenen Fenstern der herzoglichen Wohnung und lauschte, wie Herzog Eugen mit angenehmer Stimme das »Partant pour la Syrie« und andere Romanzen seiner Schwester Hortense sang.

An Baden-Baden knüpft sich mir auch ein geflügeltes Wort, das ich noch heute zuweilen zum Ergötzen meiner Freunde mit dem Beiwerk mimisch-plastischer, komisch-drahtischer Darstellung zum Besten geben muß. — An der für mich so überköstlichen, reichbesetzten table d'hôte des »Zähringer Hofes« saß uns gegenüber die reiche, fette Madame Hirsch mit einem eigenthümlichen Froschgesicht — roth wie eine Ranunkel, ewig schwitzend, das schwarze Haar fest an die Schläfen geklebt, essend für Bier, dabei schlingend, als wenn der Laubfrosch Fliegen schnappt, unerschöpflich raisonnirend über »das Fraß« und die Kellner kommandirend, kurzathmig wie eine ausgeleierte Drehorgel und aufs Tiefste durchdrungen von ihrer Wichtigkeit und ihren Hunderttausenden. Ich liebte Madame Hirsch nicht. Ja, ich fühlte, wenn ich Kellner vom Zähringer Hofe wäre, ich würde Madame Hirsch mit der ganzen Blut einer malträdirten Kellnerseele hassen können. Sie wäre »mein erster Haß« gewesen.

Eines Mittags hatte der Rimmersatt schon zweimal die Platte mit Entenbraten auf ihren Teller geleert und mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinabgeschnappt, da quäkte schon wieder die fette Stimme laut durch den Saal: »En — te will i! En — te!«

Der Kellner springt mit einer Platte voll Kalbsbraten herbei, entschuldigend, daß keine Ente mehr vorhanden. Voll sittlichster Entrüstung stößt Madame die Platte zurück, ihr Gesicht entflammt zur »Brennenden Liebe«, die Froschaugen quellen noch runder vor und immer lauter — immer fetter quäkt es Kellner und Wirth an: »En — te — En — te will i!« — bis meine Lachlust losplagt und mit mir die ganze Tafel-

runde in schallendes Gelächter ausbricht. Am andern Tage war die Froeschmadame verschwunden. Aber im Zähringer Hofe hörte man noch lange von Gästen und Kellnern lachen: »En—te will i!« Ich konnte es am Besten nachmachen.

So wurde Madame Hirsch die erste Studie für das Nachahmungstalent der kleinen Komödiantin und ihr Wort für mich und die Meinen zum geflügelten.

Zu dem Bilde der kleinen Lina aus jenen frohen Kindertagen finde ich in einem Briefe der Mutter vom Jahre 1817 noch einige Farben: . . . »Meine Jungens machen mir oft den Kopf warm, denn es gibt der Bedürfnisse für sie so viel, doch sind sie fleißig und brav. Linchen wird recht groß, aber es ist noch viel kindisches Wesen in ihr. Wie war mein Lottchen in ihrem zehnten Jahre schon so verständig! Sonst aber würdest Du, liebe Louise, Linchen sehr zu ihrem Vortheil verändert finden, seit sie vor zwei Jahren bei Euch in Stetterburg war. Sie hält sich und ihre Kleider jetzt immer hübsch sauber und in der Schule und am Klavier ist sie sehr fleißig. Ich muß ihr oft erzählen, wie unartig sie damals noch in Stetterburg war und wie sie ihre Kleider immer im Spiel mit den geliebten Hunden und andern Thieren beschmutzte. Da wird sie feuerroth vor Scham und sagt: Ach, wie schäme ich mich, daß ich so unartig sein konnte. Was müssen der gute Onkel und die Cousine von mir denken! Und doch denkt sie noch mit aller Zärtlichkeit an ihre alten Spielkameraden zurück: den großen Bollo und die kleinen Schäfchen! . . . Die Freude, welche Lina über Deines gütigen Vaters Geschenk gehabt hat, kann ich Dir nicht beschreiben. Die schöne Wolle für mich und der blanke Dukaten für Lina kamen grade an, als die Messe anfang und ich ihr versichert hatte: sie bekäme dies Mal gar nichts vom Jahrmarkt, weil ich für die Jungens so viele nöthige Ausgaben hätte. Aber es hatte ihr am Sonntag Abend am Licht eine feurige Rose gebrannt und sie behauptete wohlgemuth: das bedeute ein Geschenk! Und richtig, schon am Montag waren

Eure Gaben der Liebe da. Mit welchem Jubel das Kind da in der Stube umhersprang! Die Wolle will sie mir über Winter spinnen und stricken helfen, von dem Dukaten aber sollen ich — die Brüder — Marianne — alle Welt ihre Messgeschenke abbekommen. Sie hat überhaupt ein liebes kleines Herz zum Schenken und Freudemachen. Nun aber soll ich ihr durchaus sagen, ob wohl der gute Onkel geahnt hätte, daß sie sich wegen der Brüder so Manches versagen müßte? . . . Hilft der liebe Gott mir nur noch fünf Jahre so väterlich weiter, dann hoffe ich mit den Kindern aus allen Sorgen zu sein: Karl ist dann Offizier, Louis in Frankreich in einer Handlung und Lina Gouvernante . . .“

Lina — Gouvernante! Arme kleine Komödiantin!